

- Josep-Anton Fernàndez, Jaume Subirana (eds.): *Funcions del passat en la cultura catalana contemporània. Institucionalització, representació i identitat*. Lleida: Punctum, 2015. 310 S. ISBN 978-84-943779-7-6.

„Qui perd els orígens, perd identitat“, heisst es in einem bekannten Lied von Raimon („Jo vinc d’un silenci“). Die Beziehung zu den Ursprüngen, zur Vergangenheit ist in der Tat ein zentraler Aspekt in der Konstituierung der Identität. Aber genauso wie die Identität einer ständigen Wandlung unterworfen ist, so ist auch das Bild der Vergangenheit, das der Identität



zugrunde liegt, ja diese erst schafft, einem fortgesetzten Prozess der Veränderung und Neubewertung unterworfen. Die Funktionen, die die Vergangenheit haben kann, hängen von gewissen übergeordneten historischen Rahmenbedingungen ab, für die die Autoren den Begriff „Paradigma“ verwenden. Das vorliegende Buch bezieht sich vor allem auf zwei dieser „Paradigmen“: den „Resistencialisme“ in der späten Franco-Zeit, und die „Normalització“ in den ersten Jahrzehnten der Demokratie, und dazwischen die längere und auch krisenhafte Übergangszeit. In jeder dieser Epochen wird die Vergangenheit auf je eigene Weise angeeignet. Dies in den verschiedenen Bereichen der katalanischen Kultur aufzuzeigen ist die Absicht des Buches.

Das Buch enthält 15 Aufsätze katalanischer und angelsächsischer Autoren zu verschiedenen Bereichen der katalanischen Literatur und Kultur seit etwa 1950. Ausgangspunkt dieser Publikation war das im Buchtitel genannte Forschungsprojekt, das im Rahmen der *IdentiCat*, einer von der *Generalitat* anerkannten interdisziplinären Forschungsgruppe, zwischen 2009 und 2014 unter der wissenschaftlichen Leitung von Jaume Subirana durchgeführt wurde. Die *IdentiCat* hat zu diesem Projekt 2012 und 2013 zwei internationale Seminare und 2014 einen internationalen Kongress veranstaltet. Die Mehrzahl der Aufsätze der Buchpublikation stammt von Mitgliedern der *IdentiCat*, die auch Dozenten der *Universitat Oberta de Catalunya* (UOC) sind. Die ausgewählten Aufsätze sollen, wie die Herausgeber betonen, das Ziel und auch die Dynamik der Fragestellungen deutlich machen.

Der erste der drei Hauptteile bezieht sich auf die kulturellen Institutionalisierungen, die im Rahmen der genannten Paradigmen eine wichtige Rolle spielen. Das zeigt sich etwa bei den katalanischen Schriftstellerorganisationen, denen der einleitende Aufsatz von Jaume Subirana gewidmet ist („*Planificació i nostàlgia: establiment i restabliment de les organitzacions literàries catalanes (PEN, ILC, AELC)*“, S. 23–38). Wie der Autor darlegt, erfolgen die Gründungen der drei großen Schriftstellerorganisationen im Blick auf die Vergangenheit; es sind „nostalgische“ Gründungen auch dann, wenn es sich um Organisationen handelt, die es vor dem Bürgerkrieg noch nicht gab. Der katalanische PEN-Club war 1923 mit der Absicht gegründet worden, die katalanische Literatur international bekannt zu machen; ihm gehörten die meisten der großen katalanischen Schriftsteller der Epoche an. Als der PEN-Club 1971 neu begründet wurde, war die Absicht eine andere: es sollte in der ausgehenden Franco-Zeit ein deutliches Zeichen gegen die Unterdrückung der katalanischen Literatur gesetzt werden. Dass ihm auch viele anerkannte Schriftsteller der ersten PEN-Epoche

angehörten, trug zu seinem Prestige bei; deren Vormachtsstellung war allerdings auch ein Hindernis für die aufstrebende junge Schriftstellergeneration. Anders liegt der Fall bei der Gründung der *Associació d'Escriptors en Llengua Catalana* (AELC) im Jahr 1977, für die es aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg kein Vorbild gab. Es ist eine „nicht-nostalgische“ Gründung, die jedoch ebenfalls einen Teil der Forderungen aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg aufnimmt. So wird etwa die Neugründung der *Institució de les Lletres Catalanes* gefordert. Diese Einrichtung war 1936 zu Beginn des Bürgerkriegs gegründet worden, aber auf Grund ihrer engen Verflechtungen mit den Bürgerkriegsorganisationen erschien die Neugründung in den ersten Jahren der Demokratie nicht opportun; die Neugründung erfolgte erst 1987. Der Autor bemerkt zu Recht, dass es in der katalanischen Literaturgeschichte immer schon „nostalgische“ Gründungen gegeben habe, angefangen bei den *Jocs Florals* von 1859, mit denen die katalanische „Normalität“ des Mittelalters neu verwirklicht werden sollte. Entscheidend für den Erfolg ist jedoch letztlich nicht der nostalgische Blick in die Vergangenheit, sondern der Blick in die Zukunft; bestimmend sind die neuen Aufgaben für diese Institutionen, die sich aus dem sozialen und kulturellen Kontext der Neugründung ergeben. Der Autor verweist dabei auf die Bedeutung von „nicht-nostalgischen“ Gründungen in der katalanischen Kultur wie dem PEN-Club von 1923, der AELC von 1977 oder dem *Institut Ramon Llull* von 2002, den Edicions 62 und auf viele weitere Beispiele.

Die Institutionalisierungen im Bereich des Theaters untersucht Sharon G. Feldman in ihrem Aufsatz „‘Next to normal’: Toward a pathology of public theater in contemporary Catalonia“ (S. 39–59). Die Schaffung eines katalanischen „Nationaltheaters“ konnte erst nach Ende des Franco-Regimes in Angriff genommen werden; wichtige Aufgaben, die sich aus der Vergangenheit herleiten ließen, waren die Schaffung eines katalanischen Theater-Repertoires und die Pflege der nationalen Theater-Tradition unter den Bedingungen eines „normalisierten“ professionellen Theaterbetriebs. Auch hier zeigte sich jedoch, ähnlich wie bei den Schriftsteller-Organisationen, dass die vergangenheitsbezogenen Ziele mit der neuen sozialen und kulturellen Wirklichkeit in ein Konkurrenzverhältnis gerieten. Die Autorin zeigt, dass es den katalanischen Theatermachern nach 1975 zunächst einmal primär um Fragen ging, die sich aus der Situation der Gegenwart ergaben: die Aktualität des europäischen Theaters erschien zunächst wichtiger als die Pflege der nationalen Tradition, und das volkstümliche Theater der Vergangenheit stand in Widerspruch zu den Erwartungen der intellektuellen Eliten. Wie die katalanischen Theatermacher mit diesen und anderen

Widersprüchen umgehen, zeigt die Autorin detailliert an der Entwicklung der beiden führenden nationalen Theater, des *Teatre Lliure* und des *Teatre Nacional de Catalunya*. Ihr Fazit ist letztendlich sehr positiv: beiden Theatern ist es im Lauf der Jahre gelungen, Tradition und Moderne zu verbinden und ein intellektuell anspruchsvolles Theater für alle Schichten der Bevölkerung zu schaffen, ein Theater auf der Höhe des modernen europäischen Theaters. Nach Jahren des Zögerns sind beide Theater auch dabei, ein katalanisches Theater-Repertoire zu schaffen. In dieser Hinsicht geht aus der Sicht der Autorin die Epoche der „Normalització“ bis in die Gegenwart weiter.

Im Bereich des Sports gibt es in Katalonien eine lange Tradition, die bis in die Anfänge der katalanischen Nationalbewegung zurückreicht, wie Louise Johnson in Zusammenhang mit den Olympischen Spielen 1992 in Barcelona zeigen kann („Competing discourses of olympism: Barcelona ‘92 as a conflicted memory site“, S. 61–85). Diese Tradition konnte denn auch bei der Bewerbung Barcelonas herausgestellt werden. Es gab in Katalonien so etwas wie eine olympische Sendung, und anders als in Madrid konnte der Sport hier eine direkte Förderung durch die politischen Organisationen erfahren. Die Olympischen Spiele von 1992 wurden zum Mega-Event in der Epoche der „Normalització“, und Mega-Events sind, wie die Autorin betont, eine bedeutsame Investition in die Zukunft, da sie sich im Nachhinein in „Erinnerungsorte“ (Pierre Nora) verwandeln, die das Identitätsbewusstsein in hohem Maße bestimmen können. Allerdings gibt die Autorin zu bedenken, dass die Olympischen Spiele zunächst einmal als spanisches und nicht als katalanisches Ereignis konzipiert waren; die katalanische Perspektive gewann erst nach den Spielen allmählich die Oberhand. Angesichts des mehrmaligen Scheiterns der Madrider Olympia-Bewerbungen werden die Spiele in Barcelona, wie Johnson zeigt, immer mehr zu einem höchst ambivalenten Erinnerungsort für Spanien.

Eine lange Tradition hat auch die katalanische Küche, aber erst in der Zeit der „Normalització“ wurde die Küche zu einem wichtigen Element der katalanischen Identität. In ihrem Aufsatz „Popularització i normalització de la cuina catalana a TV3: de bona cuina a cuina a solters“ (S. 87–103) verweisen Laura Solanilla und F. Xavier Medina auf die lange Geschichte der katalanischen Küche seit dem Mittelalter. Der Begriff „cuina catalana“ erscheint jedoch zum ersten Mal erst in Publikationen der Zeit vor dem Bürgerkrieg; 1928 ist bei Ferran Agulló i Vidal sogar von „cuina nacional catalana“ die Rede (S. 88). Solche Hinweise verschwinden in der Franco-Zeit, die nur noch eine homogenisierte spanische Küche kennt. Eine

grundlegende Änderung erfolgt erst in den 1980er Jahren. In zahlreichen Buchpublikationen wird nun die Küche als Identitätsmerkmal gefeiert; 1981–82 wird der erste „Congrés Català de la Cuina“ veranstaltet; 1994 erfolgt die Gründung des *Institut Català de la Cuina* (später bezeichnenderweise umbenannt in *Institut Català de la Cuina i de la Cultura Gastronòmica*). Es handelt sich hier jedoch, wie die Autoren betonen, wiederum nicht allein um die nostalgische Wiederaufnahme einer verlorengegangenen Tradition, sondern um die Anpassung an eine völlig veränderte soziale und kulturelle Situation. Inzwischen ist die Küche zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor geworden, der wachsende Tourismus hat zu ihrer Entwicklung beigetragen, und das gastronomische Panorama hat sich mit der Gourmet-Küche und den Sterne-Restaurants europaweit verändert. Neue Medien wie TV3 haben zur Propagierung der katalanischen Küche beigetragen. 1987 erschien die erste Kochsendung in TV3; die Autoren des Artikels zeichnen die Entwicklung dieser Sendungen im Blick auf ihr Bild von der „cuina catalana“ detailliert nach.

Dieser erste Hauptteil schließt mit dem Aufsatz von Anna Titus „Del silenci de les dones en l'arxiu a la memòria digital: el Diccionari Biogràfic de Dones del territori català“ (S. 105–122). Hier geht es um die digitale Revolution, die einen tiefen Einschnitt in der Archivierung bedeutet. Die Auswirkung dieser Revolution wird am konkreten Beispiel der Digitalisierung des „Diccionari Biogràfic de les Dones“ untersucht. Die Autorin zeigt, wie die neuen Medien zur Schaffung einer Genealogie der weiblichen Kultur im katalanischen Raum beitragen können.

Thema des zweiten Hauptteils sind die sich wandelnden Identitätsbilder, wie sie sich im Bereich der literarischen Gestaltung spiegeln. Zwei der Aufsätze sind Josep Pla gewidmet. Jordi Larios („Escriure la nació: El ‘país’ de Josep Pla, la ‘petita pàtria’ de Salvador Espriu i la ‘pàtria’ de J.V. Foix“, S. 125–143) weist nach, dass der Begriff der Nation ein wesentliches Element im Werk von Pla und die Grundlage seines Selbstbildes ist. Dabei spielten seine bäuerliche Herkunft eine entscheidende Rolle, seine Verwurzelung in der heimischen Erde, die Welt seiner Vorfahren. Pla sieht sich als „kùlak“, als kleinen Grundbesitzer, als Angehöriger einer im Verschwinden begriffenen Kaste. Diese vergangenheitsorientierte Vorstellung der Nation findet sich nach Larios auch bei Salvador Espriu und in gewisser Weise bei J.V. Foix. Nach Auffassung des Autors wird hier der Einfluss des französischen Schriftstellers Maurice Barrès erkennbar, dessen „nacionalisme biològic, protofeixista“ (S. 139) tiefe Spuren hinterlassen habe. „La Terre et

les Morts“: das waren die Grundpfeiler von Barrès' Nationalbegriff, und diese Elemente sind auch für Pla und Espriu bestimmend. Für Barrès wie für Pla gilt die Schlussfolgerung des Autors hinsichtlich ihres Vergangenheitsbezugs: „En si mateix, doncs, l'individu no es res més que un pont cap al passat, la pervivència del passat en el present, el canal que permet escoltar la veu d'aquest passat“ (S. 140).

Zu einer ähnlichen Schlussfolgerung kommt auch Enric Bou in seinem Aufsatz „Viaje en autobús' de Josep Pla: formes del tanaturisme“ (S. 179–196), einer Interpretation des ersten Buches von Josep Pla nach Ende des Bürgerkriegs unter dem Gesichtspunkt der Reiseliteratur. „Tanaturisme“ definiert der Autor als „l'estudi del turisme a llocs de mort“ (S. 194). Das Buch, das die Eindrücke auf einer Busreise durch Katalonien schildert, ist eine Apologie der Langsamkeit bei gleichzeitiger Ablehnung des zivilisatorischen Fortschritts, des modernen Großstadtlebens, des Kosmopolitismus. Nur das bäuerliche Leben erscheint als authentisch, und nur in den Ruinen der Vergangenheit ließen sich zukunftsweisende Werte finden. Die Vergangenheit, die Welt der Toten, wird glorifiziert, letztlich auf Kosten der Gegenwart. Das Buch, das zum Zeitpunkt seiner Veröffentlichung ein großer Erfolg war, weil es die Stimmung der Epoche zum Ausdruck brachte, enthält, wie der Autor zeigt, andererseits jedoch auch eine gewisse Kritik des frühen Franquismus, dessen politische Rhetorik indirekt bloßgestellt wird.

Dass gewisse Gegenstände, Artefakte, eine Brücke zur Vergangenheit bilden können, lässt sich in Josep Plas Werk immer wieder erkennen. Bei Jaume Cabré werden solche Gegenstände im Roman zu materiellen Erinnerungsträgern mit konstitutiver ästhetischer Funktion, wie Mario Santana in seinem Aufsatz „Les memòries i les coses: La materialitat del passat en la narrativa de Jaume Cabré“ (S. 145–155) nachweist. Die Übergänge von der Gegenwart zur Vergangenheit (und umgekehrt) sind hier fließend; die Vergangenheit wird durch solche Objekte lebendig und für den Leser erlebbar. Für den Leser ergibt sich dadurch andererseits auch eine ethische Aufgabe, zumal viele dieser Objekte in den Romanen von Cabré mit der traumatischen Vergangenheit des Bürgerkriegs zusammenhängen: es ist die Aufgabe des Erinnerns, des Aufspürens der Spuren der Gewalt in den Objekten der Vergangenheit. Das wohl bekannteste Beispiel für solche Objekte im Werk von Cabré ist die Geige in „Jo confesso“ (dt. Übers. „Das Schweigen des Sammlers“), die ihre eigene von Gewalt geprägte Geschichte mit sich führt und geradezu von der Aura des Sakralen umgeben ist. Der Autor bezieht sich auf den Begriff der „ethics of memory“

(Avishai Margalit), und er verweist auf Walter Benjamin und dessen Kritik am Historismus, der die Vergangenheit vergangen erscheinen lasse, anstatt sie gegenwärtig zu machen. Die Romane von Cabré hätten eine pädagogische Wirkung, weil sie durch die Materialität der Objekte die Sensibilität des Lesers für die Vergangenheit mit all ihrem Potential an Gewalt erziehen würden; der Leser lerne bei Cabré die Fähigkeit des „adoptar una mirada benjaminiana sobre les coses que han sobreviscut el pas del temps“ (S. 154).

Die Wirkung der Vergangenheit, und speziell des Bürgerkriegs, kann in hohem Maße traumatisch sein, und die Literatur ist eine Möglichkeit der Trauma-Bewältigung. Wie weit ein solch traumatisches Erlebnis sprachlich vermittelt werden kann, ist das Thema des Aufsatzes von Helena Buffery „Traumatic translations of *La plaça del diamant*: On the transmission and translatability of cultural trauma“ (S. 197–217). Die Autorin untersucht drei englische Übersetzungen des Romans von Mercè Rodoreda, und sie stellt einen Vergleich mit der Traumaerzählung im Roman „L'últim patriarca“ der katalanischen Schriftstellerin marokkanischer Herkunft Najat El Hachmi an. Die Autorin erörtert zunächst die Begriffe „cultural trauma“ und „cultural memory“, wobei sie bei der Traumaerzählung die Beziehung zwischen Gewalt, Erinnerung und Affekt als konstitutiv ansieht; die Traumaerzählung wird als Versuch der Konstruktion von Erinnerung gesehen („memory construction“). Sodann wird der Roman vor allem auch sprachlich als Traumaerzählung interpretiert; diese Art der Interpretation des Romans wird gegenüber rivalisierenden Deutungen, etwa der feministischen, von der Autorin privilegiert. Die Schwierigkeit, die Traumaerzählung auch in der Übersetzung als solche deutlich zu machen, zeigt die Autorin an zahlreichen Textbeispielen, etwa auch an der schwierigen Übersetzung des berühmten letzten Wortes des Romans „Contents...“. Auch der soziale und politische Kontext, der zum Verständnis des kulturellen Traumas notwendig ist, lässt sich in der Übersetzung nur bedingt vermitteln.

Der Aufsatz von Cristina Badosa Mont („Frontera i identitat a la literatura contemporània nord-catalana“, S. 157–177) ist der Situation im französischen Teil von Katalonien gewidmet, dessen historische Voraussetzungen im Spannungsfeld zwischen Katalonien und Frankreich naturgemäß anders sind als im übrigen Katalonien. Badosa untersucht fünf nordkatalanische Autoren, die als repräsentativ für die letzten drei literarischen Generationen der Region angesehen werden: Jordi Pere Cerdà, Patrick Gifreu, Gerard Jacquet, Joan-Lluís Lluís und Jean-Daniel Bezsonoff. Die Autorin zeigt die tiefe Ambivalenz in der Beziehung zur (eigenen) Vergangenheit: seit den 1960er Jahren versuchen die nordkatalanischen Autoren, von der

eigenen „lokalen“ und „regionalistischen“ Vergangenheit loszukommen und Anschluss an die literarische Entwicklung in Barcelona zu bekommen, aber auf der anderen Seite werden sie immer wieder von der eigenen Vergangenheit, den eigenen Traditionen und den anderen sozialen und politischen Gegebenheiten eingeholt. Auch die sprachliche Differenzierung spielt eine Rolle, sogar innerhalb von Nordkatalonien selbst. Ein Autor der jüngsten Generation, Joan-Lluís Lluís, publiziert zum ersten Mal direkt in Barcelona, aber wie Badosa erkennen lässt, haben seine Romane in Barcelona größeren Erfolg als in Nordkatalonien, wo unter anderem auch gewisse Vorbehalte gegen die andere Denkweise bestehen bleiben.

Der dritte Hauptteil befasst sich mit den politischen Kulturen und Identitäten und untersucht die Kontinuitäten und Brüche in der Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Der einleitende Aufsatz von Andrew Dowling „Political cultures, ruptures, and continuity in Catalonia under the Franco Regime“ (S. 221–240) entwickelt diese Themen in einem historischen Überblick. Eine seiner Thesen ist, dass sich der Katalanismus der Franco-Zeit kaum von dem in der Zeit vor 1939 unterscheidet; es handle sich um „restoration rather than rupture“ (S. 222). Auch separatistische Bewegungen habe es in diesem Zeitraum, anders als etwa im Baskenland, kaum gegeben. Neu war jedoch, dass katalanistische Positionen zusehends auch von politischen Parteien vertreten wurden, die in der Republik diesen Positionen eher ablehnend gegenüber gestanden waren. Das gilt vor allem für die Linksparteien, die nach und nach zu führenden Trägern des Katalanismus wurden. Auch außerhalb von Katalonien, bei den spanischen „Brudervölkern“, fanden die katalanistischen Bestrebungen in wachsendem Maße Zustimmung, auch als Zugeständnis im gemeinsamen Kampf gegen Franco. So war nach 1975 der Weg frei für die katalanische Autonomie.

Auf der anderen Seite trug der Franquismus, wie Dowling zeigt, zum Ende des katholisch-konservativen Katalanismus bei, dessen ideologische Nähe zu Franco kompromittierend war. Inzwischen hatte sich die kirchliche Hierarchie in Katalonien jedoch vorsichtig progressiven demokratischen und katalanistischen Positionen angenähert, auch unter dem Eindruck der internationalen Opposition gegen die Franco-Diktatur. Jaume Claret zeigt dies anhand eines berühmt gewordenen Ereignisses in seinem gut dokumentierten Aufsatz „La ‘Caiguda dels 113’: La confiança trencada entre el Govern Civil i l’Arquebispat de Barcelona“ (S. 289–303). Es geht hier um die Verhaftung von über hundert Teilnehmern an einer vorberei-



tenden Sitzung der „Assamblea de Catalunya“ in einer Kirche in Barcelona im Jahr 1973 durch die Polizei von Franco und dem nachfolgenden Prozess, aus dessen Anlass der Erzbischof von Barcelona für die Verhafteten eintrat und die Versammlungsfreiheit als unveräußerliches Menschenrecht einforderte.

Dass in der Epoche des Widerstands gegen Franco in der katalanischen Geschichtsschreibung gewisse mythische Vorstellungen zur Geschichte Kataloniens gepflegt wurden, die im Nachhinein zum Problem wurden, das zeigt Joan Fuster-Sobrepera in seinem Aufsatz „La Normalització com a crisi historiogràfica“ (S. 241–257). In der Zeit des „Resistencialisme“ herrsche ein „frontpopulisme historiogràfic“ (S. 244), durchaus in der Art der romantischen und idealistischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts. Der gemeinsame Widerstand gegen das Franco-Regime erlaubte nicht, intern antagonistische Positionen zu vertreten und gewisse kritische Fragen zur katalanischen Geschichte zu stellen. Vor allem zwei Problemfelder wurden nach Meinung des Autors ignoriert: das problematische Verhältnis von katalanischer Nation und spanischem Staat, und sodann das Verhältnis von Katalanismus und sozialer Hegemonie. Fuster-Sobrepera weist darauf hin, dass es in der Franco-Zeit nur einen großen Historiker gab, nämlich Jaume Vicens Vives, dessen Essay „Notícia de Catalunya“ zur Bibel des damaligen Katalanismus wurde. Dem Versuch, eine katalanische Historikerschule zu begründen, waren jedoch durch die Zensur enge Grenzen gesetzt, und der frühe Tod von Vicens Vives war ein weiteres Hindernis für diese Bemühungen. Aus diesen Gründen und auch auf Grund der desolaten Situation der akademischen katalanischen Historiografie, auch in materieller Hinsicht, kam es zu Beginn der „Normalització“ zu einer allgemeinen Krise. Immerhin waren Ansätze zu einer modernen und kritischen Geschichtsschreibung vorhanden: Fuster-Sobrepera erwähnt die Rolle von Pierre Vilar, die Arbeiten von Josep Termes und Joan-Lluís Marfany, aber auch das Buch von Jordi Solé-Tura („Catalanisme i revolució burgesa“, 1967), wo zum ersten Mal der soziale Antagonismus innerhalb des Katalanismus thematisiert wurde. Bedenkenswert ist auch die Bemerkung des Autors, dass die spanische Geschichtsschreibung sich ebenso wenig den kritischen Fragestellungen (Staat, Nation, soziale Hegemonie) zu stellen wagte wie die katalanische und sich weitgehend darauf beschränkte, mythische Vorstellungen von Spanien zu tradieren.

Die inneren Widersprüche des Katalanismus der Franco-Zeit und die Probleme beim Übergang zur „Normalització“ sind auch das Thema des Aufsatzes von Josep-Anton Fernández „Catalan autobiographies between

resistance and normalization: cuts, parentheses, and sutures in Joan Triadú's *Memòries d'un segle d'or*“ (S. 259–287). In der Autobiografie des Schriftstellers und kulturellen „Aktivisten“ Joan Triadú legt Fernández den zugrunde liegenden politischen Diskurs frei, der von kulturellen Traumata und historischen Diskontinuitäten geprägt sei. Die wiederkehrenden Metaphern der „broken bridge“ und der „parentheses“ sind als Symbole der historischen Diskontinuität zu verstehen, aber auch als Anreiz, die Vergangenheit in einem Akt des Neubeginns zurückzuholen. „The century of the worst repression suffered by the Catalans“, schreibt Fernández, „is also the most glorious period of their culture, and Triadú is at its exact centre, at the place of their absence“ (S. 265). Das gilt für die Zeit nach 1950, in der Triadús Autobiografie einsetzt. Für den Akt der Vergegenwärtigung und des Einholens des abwesenden Vergangenen verwendet Fernández den Begriff der „suture“, des „Nähens“ einer Wunde, einen Begriff der Lacan'schen Psychoanalyse, der auch in der postmarxistischen Theorie (Ernesto Laclau, Chantal Mouffe) Verwendung findet. Die Wunde ist der Bürgerkrieg, das Leiden an der unbefriedigenden Gegenwart; der Akt des „Nähens“ bezeichnet die „hegemoniellen“ Praktiken, mit denen die internen gesellschaftlichen Spannungen durch eine neue Ordnung außer Kraft gesetzt werden sollen. Fernández weist darauf hin, dass bei Triadú die anarchistische und marxistische Seite der Republik ignoriert wird, dass aber andererseits auch konservative Autoren wie Josep Pla, dem der „Premi d'Honor“ verweigert wurde, abgelehnt werden. Das interne Konfliktpotential wird eliminiert, um der katalanischen Kultur eine neue Legitimation und eine ideale historische Kontinuität zu geben.

Im literarischen Bereich zeigt sich diese Tendenz zur Schaffung eines konfliktfreien Idealbilds der katalanischen Kultur in der Zeit des „Resistencialisme“ am Beispiel der Rezeption des „Noucentisme“, dem von Eugeni d'Ors bis Josep Carner und Carles Riba einige der größten katalanischen Autoren der ersten Jahrhunderthälfte angehört hatten. Der „Noucentisme“ war bereits vor dem Bürgerkrieg als „bürgerlich“ und „ästhetizistisch“ in die Kritik geraten, und er wurde von dem marxisierenden Katalanismus der ersten Nachkriegszeit abgelehnt. Jordi Amat zeigt in seinem Aufsatz „Salvar el Noucentisme: Albert Manent, biògraf“ (S. 277–287), wie im Zeichen des „catalanisme progressista“ der 1960er Jahre eine Rehabilitation des „Noucentisme“ stattfand. Autoren wie Jaume Vicens Vives und Joan Fuster, aber auch Josep Pla, der eigentlich gegen den „Noucentisme“ war, haben diese Pläne befördert, und mit der Zeitschrift „Serra d'Or“ und dem Verlag Edicions 62, beides Organe des progressiven Katalanismus,

ergab sich die Möglichkeit, diese Pläne auch umzusetzen. In diesem Zusammenhang entstanden die Biografien von Albert Manent zu Josep Carner und Carles Riba und sein Buch über den „Noucentisme“. Der „Noucentisme“ wurde als Möglichkeit gesehen, dem vermeintlichen ästhetischen Defizit der katalanischen Literatur des „Resistencialisme“ abzuhelpfen. Für Manent bezeichnet der „Noucentisme“ den bisherigen Höhepunkt der katalanischen Kulturentwicklung, und Joan Fuster interpretiert ihn als „la major dosi de treball normalitzador que mai hagi rebut el cos de nostre país“ (S. 286).

Die 15 Aufsätze des vorliegenden Buches zeichnen sich durchweg durch ein hohes theoretisches Niveau aus. Sie machen vor allem die außerordentliche Komplexität der Vergangenheitsfunktionen in der modernen katalanischen Literatur und Kultur sichtbar, sie zeigen aber auch das Funktionieren der beiden für die moderne katalanische Kultur zentralen Paradigmen des „Resistencialisme“ und der „Normalització“. Die Literatur- und Kulturgeschichtsschreibung wird diese wichtige und kritische Publikation nicht außer Acht lassen können. ■

- Horst Hina, Albert-Ludwigs-Universität, Romanisches Seminar, Platz der Universität 3, D-79085 Freiburg im Breisgau, <h.hina@t-online.de>.